

Transdisziplinäre Forschung im Herzen wissenschaftlicher Erkenntnisgenerierung

Ein Fazit

Jessica Nuske, Guido Becke, Peter Bleses, Andreas Friemer

1. Kennzeichen und Herausforderungen

Transdisziplinäre Forschung steht – so zeigt dieser Band – in vielen Bereichen der Arbeitsforschung und auch in weiteren Disziplinen der Sozialwissenschaften nicht am Rand, sondern *im Herzen wissenschaftlicher Erkenntnisgenerierung*. Gestaltung fungiert dabei als epistemischer Modus wissenschaftlicher und praxisbezogener Wissensproduktion und nicht ausschließlich als lineare Anwendung wissenschaftlichen Wissen in der Praxis. Die Beiträge machen deutlich, dass Erkenntnis dort entsteht, wo Forschung sich in reale Aushandlungs-, Erprobungs- und Übersetzungsprozesse begibt und diese reflexiv begleitet. Die Beiträge untermauern damit die eingangs ausformulierte Grundannahme (vgl. Nuske/Bleses): Teilhabe und Beobachtung sind keine Gegensätze, sondern die doppelte Bewegung, aus der transdisziplinäre Erkenntnisproduktion hervorgeht.

Gerade in dieser doppelten Bewegung treten jedoch Spannungen zutage, die den Kern transdisziplinärer Arbeit ausmachen. Die Beiträge dieses Sammelbandes legen diese inhärenten Herausforderungen transdisziplinärer Forschungsarbeit offen: die Vereinbarkeit wissenschaftlicher Güte mit gesellschaftlicher Relevanz (vgl. Becke; Porschen-Hueck et al.), die Sicherung von Flexibilität und Prozessoffenheit innerhalb gesetzter Strukturen und begrenzter Projektlaufzeiten (vgl. Nuske et al.; Klatt; Pieck/Boos-Schwemer; Böhme) sowie die Anforderungen von Rollenpluralität bei zugleich notwendiger wissenschaftlicher Selbstreflexion (vgl. Niehaus; Porschen-Hueck et al.; Wendorf). Zugleich zeigen sie, dass diese Spannungsfelder keine bloßen Hindernisse sind, sondern epistemische Produktivkräfte. Aus dieser

Perspektive präzisiert der Band, was die Einleitung gefordert hat: Hohe wissenschaftliche Qualität ist notwendig, aber ohne strukturelle Ermöglichung nicht hinreichend.

Die Qualitätskriterien transdisziplinärer Forschung stehen dabei *nicht in Konkurrenz* zu den etablierten Maßstäben qualitativer oder quantitativer Forschung. Vielmehr treten sie in ein *komplementäres Verhältnis*: Während disziplinäre Standards wissenschaftliche Nachvollziehbarkeit, Validität und methodische Strenge sichern, erweitern die hier vorgeschlagenen Kriterien die Perspektive um dialogische, reflexive und kontextspezifische Dimensionen. In transdisziplinären Kontexten gilt es, beide Anspruchsebenen auszubalancieren und in situativem Aushandeln miteinander zu verbinden. Die Diskussion um Qualität verweist dabei zugleich auf die Gelingensbedingungen transdisziplinärer Forschung. Qualität markiert hier nicht allein einen Bewertungsmaßstab, sondern eine Voraussetzung dafür, dass Kooperationen zwischen Wissenschaft und Praxis wissenschaftliche wie praxisbezogene Erkenntnis- und Gestaltungsorientierung ermöglichen (vgl. Nuske/Bleses).

Vor diesem Hintergrund bündelt das Fazit drei Linien, die sich durch den Band ziehen und ein belastbares Qualitätsverständnis transdisziplinärer Forschungsarbeit stützen: (1) Dialogorientierung als Kern epistemischer Qualität – Gestaltung als ko-produktiver Erkenntnisweg; (2) Rollen, Interessen und Beziehungen – Subjektivität und Interaktionsarbeit als genuine Erkenntnismitel; (3) Organisation und Infrastruktur – mehrskalige Ermöglichungsräume von der Projekt- bis zur Programmebene. Diese Stränge greifen dabei ineinander: Dialogorientierte Forschung braucht Kompetenzen und Kompetenzentwicklung braucht organisatorische und programmatische Ermöglichungsräume. Das folgende Fazit verdichtet daher die übergreifenden Einsichten des Bandes entlang dieser Cluster, markiert produktive Widersprüche und leitet konkrete Konsequenzen ab – für Methodik und Rollenverständnis, für Organisations- und Förderpraxis sowie für die wissenschaftspolitische Anerkennung eines Forschungsmodus, der Erkenntnis in und durch Gestaltung generiert.

(1) Dialogorientierung als Kern epistemischer Qualität – Gestaltung als ko-produktiver Erkenntnisweg Die im Band versammelten Beiträge machen deutlich, dass Transdisziplinarität ihre besondere epistemische Qualität dort entfaltet, wo Forschung nicht als einseitiger Wissenstransfer, sondern als *dialogische Praxis* gedacht wird. Die dialogische Orientierung ist dabei keineswegs eine weiche Begleiterscheinung, sondern bildet den methodischen und erkenntnistheoretischen Kern des Forschungsmodus. Nuske und Bleses begründen dies

mit einer theoretischen Rückbindung an die nicolescuische und die Zürcher Schule: Transdisziplinarität sei nur dann wissenschaftlich fruchtbar, wenn Gestaltung nicht als Selbstzweck verstanden werde, sondern auch als Mittel, um ein tieferes Verständnis gesellschaftlicher Dynamiken zu gewinnen. Erst die aktive Teilnahme an Gestaltungsprozessen erlaube es, zu verstehen, »warum bestimmte Gestaltungen entstehen, welche gesellschaftlichen Kräfte auf sie einwirken und wie wissenschaftliches Wissen darin wirksam wird«. Damit wird deutlich: Dialogorientierung meint nicht lediglich eine Bereitschaft zum Wissensaustausch, sondern eine reflexive Praxis, in der sich Erkenntnis im Modus der Teilhabe und Intervention vollzieht. Becke schließt daran an, indem er Transdisziplinarität als Forschungsmodus beschreibt, der auf die Lösung komplexer gesellschaftlicher Probleme zielt und dies nur durch eine ko-kreative Wissensproduktion zwischen Wissenschaft und Praxis erreichen kann. Wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn und gesellschaftliche Problembearbeitung stehen dabei nicht in Konkurrenz, sondern sind zwei Seiten desselben Prozesses.

Wie Becke hervorhebt, hat Dialogorientierung in transdisziplinärer Forschung eine doppelte Bedeutung. Sie umfasst einerseits Methoden der kollaborativen Prozessgestaltung – Moderation, Ko-Kreation und partizipative Entscheidungsprozesse. Zugleich verweist sie aber auch auf dialogorientierte Erhebungsmethoden der Feldforschung, die Zugänge zu den Lebenswelten von Praxisakteuren überhaupt erst eröffnen. Gruppendiskussionsverfahren einschließlich kollektiver Reflexionsphase sowie gruppenbezogene Moderations- und Kreativverfahren oder Methoden der performativen Sozialforschung sind nicht nur Instrumente der Informationsgewinnung, sondern selbst dialogische Praktiken, in denen Wissen gemeinsam erzeugt wird. Diese doppelte Bestimmung der Dialogorientierung macht deutlich, dass sie sowohl epistemischer Kern als auch methodisches Fundament transdisziplinärer Forschung ist.

Wendorf richtet den Blick ebenfalls auf die Ebene der Prozessgestaltung und betont, dass die Einbindung außerwissenschaftlicher Akteure eine »Ausweitung der Dialogerfordernisse« mit sich bringt. Transdisziplinarität erweitere die Interdisziplinarität nicht nur methodisch, sondern stelle die Forschung vor die Aufgabe, Dialogprozesse mit Politik, Verwaltung und weiteren gesellschaftlichen Akteuren systematisch zu gestalten. Dafür können etwa Methoden wie die Konstellationsanalyse, die Verbindung von etablierten Methoden der Sozialforschung mit dialogorientierten Elementen, oder die dialogische Weiterentwicklung von Experimenten geeignet sein.

Evers und Dahl akzentuieren diese Perspektive, indem sie den Begriff des Wissenstransfers aufgreifen und ihn explizit als Dialog reformulieren. Wissenstransfer ist für sie kein linearer Prozess, sondern ein gemeinsamer Lernweg, der voraussetzt, dass Impulse in beide Richtungen wirken können. Nur wenn Praxisanliegen wissenschaftliche Fragen prägen und umgekehrt wissenschaftliche Konzepte praktische Problemlösungen inspirieren, entsteht Transdisziplinarität »auf Augenhöhe«. Die Autorinnen betonen zugleich die Hürden, die dieser Anspruch mit sich bringt: ohne kommunikative Offenheit, gegenseitige Anschlussfähigkeit und die Bereitschaft, auch Differenzen produktiv auszuhalten, droht ein »Transferdefizit«, in dem wissenschaftliche Ergebnisse in der Praxis (weitgehend) folgenlos bleiben.

Wie sich diese dialogische Orientierung in der konkreten Forschungspraxis niederschlägt, illustrieren Porschen-Hueck et al. sowie Pieck und Boos-Schwemmer anhand partizipativer Projekte. Hier zeigt sich, dass Transdisziplinarität nicht nur im geplanten methodischen Vorgehen besteht, sondern gerade in den kontingenten Erfahrungen, die im gemeinsamen Forschen und Gestalten gemacht werden: »Eigenheiten des Felds, Zusatzinformationen durch latente Signale oder Irritationen« werden nicht als Störfaktoren, sondern als »Erkenntnischancen« begriffen (vgl. Porschen-Hueck et al.). Partizipatives Forschen heißt für sie, objektivierende Methoden – etwa qualitative und quantitative Erhebungen – durch erfahrungsgeleitete Zugänge zu ergänzen. Erkenntnis entsteht so in einem doppelten Zugang: im Modus systematischer Analyse und im Modus praktischer Erfahrung, wobei – wie Pieck und Boos-Schwemmer hervorheben – nicht nur Einsichten über den Gegenstand und seine Funktionsweise im »lebendigen Setting« gewonnen werden, sondern auch neue Rollen- und Handlungskompetenzen der Forschenden selbst entstehen.

(2) Rollen, Interessen und Beziehungen – Subjektivität und Interaktionsarbeit als genuine Erkenntnismittel Die Beiträge verdeutlichen, dass transdisziplinäre Forschung nicht nur methodisch anspruchsvoll, sondern vor allem von komplexen Rollen- und Beziehungsdynamiken geprägt ist. Nuske et al. weisen darauf hin, dass in Forschungs- und Entwicklungsprozessen unterschiedliche Akteursgruppen – von Ministerien über Projektträger bis zu Unternehmen, Interessenverbänden und Wissenschaften – aufeinandertreffen, deren divergierende Erwartungen und Interessen regelmäßig zu Konflikten oder Kooperationsproblemen führen. Forschende selbst sind dabei nicht nur wissenschaftlich Beobachtende, sondern übernehmen zugleich auch Rollen als Koordinator:innen und Mode-

rator:innen – eine Rollenvielfalt, die hohe methodische und kommunikative Kompetenzen erfordert. Diese Spannungsfelder betreffen nicht nur die Forschenden; dies verdeutlichen die Analysen von Riegler und Zühlke-Robinet sowie Klatt, die die Rolle des Projektträgers als zentrale intermediäre Instanz herausarbeiten. Während Riegler und Zühlke-Robinet den Projektträger als Mittler zwischen Förderern und Projekten beschreiben, der Bedingungen für Wissenstransfer und transdisziplinäres Arbeiten schaffen konnte, betont Klatt aus systemtheoretischer Sicht die Bedeutung solcher intermediären Organisationen, da die direkte Steuerung zwischen Politik, Wissenschaft und Wirtschaft sowohl systematisch begrenzt als auch demokratietheoretisch problematisch sei. Dem Projektträger DLR sei es gelungen »zwischen politischer Programmatik und wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu vermitteln, ohne Letztere zu instrumentalisieren«.

Besonders deutlich wird die Mehrdimensionalität transdisziplinärer Rollen im Beitrag von Porschen-Hueck et al., die anhand partizipativer Workshops zeigen, dass erfolgreiche Kooperation nicht nur auf fachlichem Wissen, sondern auch auf einem gemeinsamen Verständnis von Regeln, organisatorischen Vorgaben, Unternehmenskulturen und individuellen Erfahrungen beruht. Das ISF München übernahm hier die Rolle eines wissenschaftlichen Partners, der nicht allein analysierte, sondern auch aktiv Reflexions- und Dialogräume gestaltete. Wissenschaftler:innen agieren dabei in einer doppelten Logik: Sie initiieren und koordinieren die Forschung, vermitteln zwischen Wissenschaft und Praxis und behalten zugleich Reflexion und Evaluation im Blick. Diese Doppel- und Mehrfachrollen führen unweigerlich zu Spannungen, die sich nur durch kontinuierliches Grenzmanagement im Sinne von »boundary work« bearbeiten lassen: Es gilt, unterschiedliche Paradigmen, Zielvorstellungen oder Interessen so zu integrieren, dass gemeinsame Ergebnisse möglich werden, ohne die eigenen Ressourcen oder Ansprüche zu vernachlässigen. Zugleich zeigen die Autor:innen, dass dies auf der Mikroebene mit (erheblicher) Interaktionsarbeit verbunden ist: der situativen, kommunikativen Aushandlungsarbeit zwischen Beteiligten, die offen angelegt ist und deren Ergebnis erst im Prozess selbst entsteht.

Die Fallbeispiele zeigen, dass solche Spannungsfelder keineswegs theoretischer Natur bleiben. Böhme beschreibt eindrücklich, wie bei den Kitagipfeln die Heterogenität der beteiligten Akteure und die normativ überladenen Zielsetzungen zu Rollenkonflikten und Deutungskämpfen führten. Wissenschaftler:innen gerieten in Loyalitätskonflikte, weil sie zugleich moderieren, Forschungsergebnisse präsentieren und öffentlich kommunizieren mussten.

Die Formate zeigten zwar Potenziale zur Entwicklung neuer Sichtweisen, machten aber auch sichtbar, dass transdisziplinäre Arenen für Entscheidungsfindung und Legitimation in der Sozialpolitik nur unter bestimmten Voraussetzungen geeignet sind – auch aufgrund der Multi-Level Governance Problematik.

Pieck und Boos-Schwemer führen die Diskussion weiter, indem sie den prozess-orientierten Umgang mit Rollen- und Interessenkonflikten betonen. Workshops, Reviewmeetings und Supervisionen boten hier den Raum, das eigene professionelle Handeln im Feld zu reflektieren und unterschiedliche fachliche Hintergründe produktiv zusammenzuführen. Instrumente wie Factsheets oder ZIMM-Papiere (Ziel/Inhalt/Methoden/Material) halfen dabei, eine gemeinsame Grundlage für die Übersetzung von Fachwissen in praxisrelevante Konzepte zu schaffen. Damit werden Rollen- und Interessenkonflikte nicht nur als unvermeidliche Belastung, sondern als Anlass für kollektives Lernen und Konzeptentwicklung begriffen.

Schließlich hebt Wendorf hervor, dass Koproduktion stets auch den Umgang mit Machtstrukturen und Hindernissen einschließt. Gerade die Dringlichkeit politischer und praktischer Entscheidungen erfordert Kompetenzen, die in traditionellen akademischen Ausbildungsgängen kaum vermittelt werden. Erst durch die Erfahrung in komplexen Akteurskonstellationen – ergänzt durch spezifische Mediations- und Kommunikationskompetenzen – entwickeln Forschende jene Fähigkeiten, die für den Umgang mit Rollenvielfalt und Interessengegensätzen in Interaktionsarbeit unabdingbar sind.

(3) Organisation und Infrastruktur – mehrskalige Ermöglichungsräume von der Projekt- bis zur Programmebene Dass die Qualität transdisziplinärer Forschung nicht allein an methodischen Ansätzen oder Haltungen der Forschenden hängt, sondern wesentlich auch an den organisatorischen und infrastrukturellen Bedingungen, die sie auf Projekt-, Organisations- und Programmebene vorfinden, zeigen ebenfalls eine ganze Reihe der Beiträge. Nuske et al. machen deutlich, dass die bislang dominante Transferlogik des BMBF (bzw. BMFTR) im Feld der Arbeitsforschung stark auf die Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Praxis fokussiert ist, während der Rückfluss transdisziplinär generierten Wissens in die Wissenschaft weniger systematisch verankert ist. Damit droht transdisziplinäre Forschung in ihrer wissenschaftlichen Anschlussfähigkeit geschwächt zu werden – ein Befund, der ihre institutionelle Anerkennung in besonderem Maße betrifft. Zugleich unterstreichen die Autor:innen, dass die Aushandlung widersprüchlicher Systemlogiken, die Moderation komplexer

Kooperationsbeziehungen und die notwendige Rollenreflexion Kompetenzen erfordern, die bislang weder in akademischen Ausbildungswegen noch in wissenschaftlichen Karrierestrukturen systematisch berücksichtigt sind.

Die Notwendigkeit, auf struktureller Ebene verlässliche Rahmenbedingungen zu schaffen, betont auch Becke. Er fordert, transdisziplinär ausgerichtete Verbundprojekte mit ausreichenden Ressourcen für die Moderation und Koordination kollaborativer Prozesse auszustatten und begleitende Formate wie externe Supervision verbindlich zu verankern. Klatt schließt hieran an, wenn er darauf hinweist, dass transdisziplinäre Forschung nicht durch wohlmeinende Appelle gestärkt werden könne, sondern durch konkrete strukturelle Maßnahmen: Zeitbudgets, Qualifizierungsangebote und die Förderung der Themen- und Methodenbreite, die die Vielfalt und Innovationskraft der Arbeitsforschung auch künftig absichern. Ebenso wichtig sei die Förderung intermediärer Netzwerke und unabhängiger Forschungsinstitute, die als Treiber innovativer Problemlösungen wirken können.

Dass gerade intermediäre Akteure eine zentrale Rolle spielen, zeigen auch Riegler und Zühlke-Robinet sowie Niehaus. Erstere betonen die positive Wirkung der Projektträgerschaft als intermediäre Instanz, die im Spannungsfeld zwischen Politik und Forschung für Kohärenz sorgt. Niehaus verweist auf die Bedeutung von Informations- und Beratungsangeboten für kleine und mittlere Unternehmen, die ohne diese Unterstützung kaum in der Lage wären, wissenschaftliche Erkenntnisse in ihre Praxis zu integrieren.

Wie Organisationen selbst zur Ermöglichung transdisziplinärer Forschung beitragen können, wird bei Pieck und Boos-Schwemer sichtbar. Sie zeigen, dass transdisziplinäre Projekte nicht nur Ressourcen, sondern auch Lern- und Reflexionsräume benötigen, in denen Forscher:innen und Praxisakteure gemeinsam über Ziele und Vorgehensweisen verhandeln. Iterative Verfahren wie Public-Health-Action-Zyklen oder die Gestaltung von Workshops mit vielfältigen Akteursgruppen ermöglichen es, Multiperspektivität systematisch in die Projektarbeit zu integrieren. Auch Porschen-Hueck et al. betonen die Bedeutung solcher außeruniversitär verankerten Diskurs- und Reflexionsräume, die aufgrund der Nähe zur Praxis und der gleichzeitigen theoretischen Aufarbeitung besondere Kompetenzen im »boundary work« entwickeln und weitergeben können.

Die infrastrukturellen Herausforderungen werden von Böhme und Wendorf noch einmal zugespitzt. Böhme hebt hervor, dass vertrauensbildende Maßnahmen, Moderation und adaptive Formate einen erheblichen Ressourcenbedarf erzeugen, der in drittmittelabhängigen Projekten häufig nicht

gedeckt werden kann. Wendorf verweist schließlich auf den Mangel an dauerhaften Stellen für »Integrationexpert:innen«, deren besondere Kompetenzen – soziale Sensibilität, Beharrlichkeit, die Fähigkeit, »das große Bild zu sehen« – bislang kaum institutionell anerkannt sind. Erste Förderinitiativen, etwa durch die Volkswagenstiftung, zeigen zwar neue Wege auf, doch bleibt es eine offene Aufgabe, diese Strukturen in der Breite zu etablieren.

Zusammenfassend wird deutlich:

- a) Dialogorientierung ist keine optionale Ergänzung, sondern eine strukturelle Voraussetzung und damit der erkenntnistheoretische Kern transdisziplinärer Forschung. Sie stellt sicher, dass Gestaltung nicht als instrumentelle Anwendung missverstanden wird, sondern als ko-produktiver Erkenntnisweg, in dem wissenschaftliche Analyse und praktische Erfahrung untrennbar miteinander verschränkt sind.
- b) Es zeigt sich über alle Beiträge hinweg, dass Transdisziplinarität sich nicht in methodischen Fragen erschöpft. Sie verlangt vielmehr die bewusste Bearbeitung von Rollen, Interessen und Beziehungen. Subjektivität, Interaktionsarbeit und kommunikative Vermittlung erscheinen hier als konstitutive Erkenntnismittel, die den Kern wissenschaftlich wie praktisch tragfähiger Ergebnisse ausmachen.
- c) Der Band verdeutlicht, dass die epistemischen Potenziale transdisziplinärer Forschung nur dann eingelöst werden können, wenn tragfähige organisatorische und infrastrukturelle Ermöglichungsräume bereitstehen. Diese reichen von der Mikroebene einzelner Projekte über intermediäre Akteure bis hin zu den Strukturen von Förderprogrammen. Sie müssen nicht nur Ressourcen, sondern auch institutionelle Anerkennung sichern, damit transdisziplinäre Forschung langfristig im Wissenschaftssystem integriert und wirksam werden kann.

2. Gestaltungschancen durch Institutionalisierung und Integration

Transdisziplinäre Forschung ist, so macht es der Herausgeberband deutlich, mehr als ein methodischer Sonderweg: Sie markiert eine grundlegende Erweiterung des wissenschaftlichen Erkenntnismodus, die Gestaltung als epistemische Praxis ernst nimmt und so zu einem tieferen Verständnis komplexer gesellschaftlicher Dynamiken beiträgt. Damit dies gelingt, reicht es nicht aus, lediglich dialogische Formate oder partizipative Verfahren einzusetzen. Ent-

scheidend ist vielmehr, dass strukturelle und prozessuale Voraussetzungen erfüllt sind, die das gemeinsame Forschen tragen. Gelingensbedingungen transdisziplinärer Forschung liegen entsprechend dort, wo dialogische Anschlussfähigkeit, prozessuale Reflexivität und institutionelle Lernfähigkeit gewährleistet sind. Ebenso muss der Forschungsprozess selbst – verstanden als *Arbeitsprozess* – diesen Anforderungen Rechnung tragen (vgl. Ducki 2025): Transdisziplinarität erweitert wissenschaftliche Arbeit um zeitaufwändige Abstimmungs- und Kommunikationsaufgaben. Insbesondere die wiederkehrende Aufgabe, die unterschiedlichen Systemlogiken von Wissenschaft und Praxis miteinander ergebnisorientiert zu verzahnen, macht transdisziplinäre Forschung zu einer hoch anspruchsvollen Form der *Arbeitstätigkeit*. Der Blick auf transdisziplinäre Forschung als Arbeitstätigkeit durch Ducki (2025) kann als eine neue Perspektive verstanden werden, die Anforderungen an diese Tätigkeit einschließlich der damit einhergehenden Voraussetzungen und möglichen Belastungen erkennbar und damit auch bearbeitbar zu machen. Es zeigt sich damit z.B. auch, dass diese Tätigkeit mit Risiken der *Vulnerabilität der Forschenden* (vgl. Becke) verbunden ist (z.B. wegen Rollenkonflikten, Interessenkonflikten und daraus resultierenden widersprüchlichen Arbeitsanforderungen), die einer Gestaltung der Arbeitstätigkeit transdisziplinäres Forschen bedarf – auch hier wird erneut der (potenzielle) Mehrwert der Kompetenzentwicklung und der Gewährleistung guter struktureller Rahmenbedingungen (z.B. Ressourcen für Reflexionsräume und Supervision) ersichtlich.

Im transdisziplinären Forschen prallen heterogene Logiken (nicht nur zwischen Wissenschaft und Praxis, sondern auch zwischen unterschiedlichen Disziplinen (vgl. Pieck/Boos-Schwemer in diesem Band)) aufeinander, die nur bedingt kompatibel sind und deren Spannungen im gemeinsamen Aushandeln bearbeitet werden müssen. Entsprechend bedeutet ›dialogische Anschlussfähigkeit‹, dass Wissenschaft und Praxis wechselseitig anschlussfähig an die Wissensformen, Problemdeutungen und Handlungslogiken der jeweils anderen Seite bleiben und Differenzen produktiv verarbeiten können. ›Prozessuale Reflexivität‹ verweist darauf, dass die Forschung ihre eigenen Verfahren, Rollenzuschreibungen und Machtasymmetrien kontinuierlich reflektiert und bei Bedarf neu justiert. ›Institutionelle Lernfähigkeit‹ schließlich meint die Fähigkeit von Projekten und Organisationen, aus konkreten Kooperationserfahrungen dauerhafte Strukturen, Routinen und Kompetenzen zu entwickeln, die auch künftige transdisziplinäre Vorhaben tragen.

Doch, so verdeutlichen es die Beiträge ebenfalls, ist die Lernfähigkeit und Weiterentwicklung transdisziplinärer Forschung nicht allein eine Frage methodischer Konzepte oder projektinterner Organisation, sondern auch von ihrer institutionellen Anerkennung abhängig. Eine nachhaltige Institutionalisierung verlangt Strukturen, die den besonderen Anforderungen transdisziplinären Arbeitens Rechnung tragen und somit tief in strukturelle und normative Fragen des Wissenschaftssystems hineinreichen. Dazu gehören Qualifizierungs- und Reflexionsformate, neue Bewertungsmaßstäbe jenseits klassischer Exzellenzmetriken sowie Förderlogiken, die Zeit, materielle Ressourcen und intermediäre Akteure systematisch berücksichtigen (vgl. Nuske et al.; Becke; Porschen-Hueck et al.). Wie Becke hervorhebt, muss dabei insbesondere die Mehrfachrolle der Forschenden – als Wissensproduzierende, Koordinator:innen und Moderator:innen – als genuiner Bestandteil wissenschaftlicher Arbeit anerkannt werden, auch in Karriere- und Reputationslogiken. Für außeruniversitäre Institute, wie Porschen-Hueck et al. betonen, bedeutet Institutionalisierung zudem die Sicherung von Räumen, die kontinuierliche Praxisnähe mit theoretischer Reflexion verbinden – ein Potenzial, das bislang aufgrund prekärer Rahmenbedingungen zu wenig gestützt wird. Institutionalisierung ist damit nicht allein die Verstetigung einzelner Programme, sondern die Verankerung eines eigenständigen Forschungsmodus, dessen Qualität in dialogischer Wissensintegration, Rollenreflexion und kritischer Kontextbeobachtung liegt.

Mit der Frage nach Integration des transdisziplinären Forschungsmodus stellt sich darüber hinaus die systemische Perspektive: Wird transdisziplinäre Forschung dauerhaft nur neben der Grundlagenforschung existieren, oder kann eine wechselseitige Verbindung entstehen, die beiderseits fruchtbar wirkt? Mehrere Beiträge unterstreichen, dass gerade Sozial- und Arbeitsforschung von einer solchen Verbindung profitieren können: Lebensweltliche Expertise und praktisches Erfahrungswissen führen, bei reflektierter Anwendung, nicht zur Verwässerung, sondern zur Erweiterung wissenschaftlicher Standards – in der Forschung wie in der Lehre (vgl. Nuske/Bleses; Porschen-Hueck et al.; Pieck/Boos-Schwemer; Evers/Dahl). Integration hieße dann, Grundlagenforschung und transdisziplinäre Forschung nicht als konkurrierende Modelle zu denken, sondern als zwei komplementäre Zugänge zur Wissensproduktion, die im Wechselspiel von analytischer Distanz und partizipativer Einbindung neue Erkenntnishorizonte eröffnen.

Literatur

Ducki, Antje (2025): Kommentar zum Ergebnisüberblick »Transdisziplinarität in der BMBF-geförderten Arbeitsforschung – Anspruch, Praxis und Potenzielle Erkenntnisse aus dem Projekt WiTraDis« im Rahmen der WiTraDis-Abschlussveranstaltung »Transdisziplinarität im Dialog« am 14.08.2025 in Bremen.

